

unterworfen sind. Hier macht sich der große Unterschied, der zwischen der Lebensführung der weißen und der schwarzen Rasse besteht, bedeutend stärker bemerkbar als bei den Völkern, die durch den Mohammedanismus und die Zivilisation beeinflusst sind.

Noch heute leben diese Neger überwiegend in Sippen. Das Einzelindividuum geht vollständig in der gesellschaftlichen Einheit auf, die ihrerseits wieder bis zum letzten für es eintreten muß. So kam es, daß vor dem Eindringen der Weißen in Afrika jede Tat, die das Wohlergehen der Sippe gefährdete, als das größte Verbrechen angesehen und mit dem Tode bestraft wurde. Konnte man einen Schuldigen nicht durch das übliche Gerichtsverfahren, mit Hilfe von Zeugen und Indizien ermitteln, so wandte man ein Gottesurteil an. Alle, die verdächtig waren, mußten den Giftbecher leeren — wer daran starb, war schuldig. Glaube an Zauberei und Magie waren ursprünglich das Grundmotiv. Andererseits artete es selbstverständlich aus und diente dazu, sich unbeliebter Persönlichkeiten auf „rechtlichem Wege“ zu entledigen. Starb z. B. ein Häuptling im besten Mannesalter an einer Krankheit, so war das unnatürlich. Irgend jemand mußte ihn durch „Medizin“-Zauberei getötet haben. Diese Anschauung diente dann als Vorwand, um alle diejenigen zu vergiften, die bei der kommenden Häuptlingswahl aus politischen oder materiellen Gründen lästig werden konnten. Bei solchen Gelegenheiten mußten oft Hunderte ihr Leben lassen.

Den tieferen Sinn, den wir der Strafe zugrunde legen, nämlich das erzieherische Moment, soweit es den Schuldigen selbst betrifft, kennt der Primitive überhaupt nicht. Für ihn kommt allein das Unschädlichmachen des Verbrechers in Frage, und die Wirkung der Strafe als abschreckendes Beispiel für die übrige Menschheit. Darin finden wir die Erklärung für die, in unseren Augen oft unerhörte Grausamkeit, mit der man früher die Verbrecher strafte und, daß man in Afrika ursprünglich weder Gefängnis- noch Zuchthausstrafen kannte. Heute noch spötteln die Primitiven unter sich darüber, daß die Weißen so verrückt sind, einen Dieb, den man den alten Stammesgesetzen gemäß doch einfach totschiessen müßte, ins Gefängnis zu sperren, wo er noch dazu täglich gut und reichlich zu essen bekommt. Als wirklich unangenehm empfinden sie nur den Mangel an Frauen. Aber auch da weiß man sich zu helfen. Da das Ausbrechen aus einem Buschgefängnis eine Kleinigkeit ist, kneift man einfach einmal für einige Tage aus und besucht seine Familie im heimatlichen Dorf. Geschieht das zu einer Jahreszeit, in der die Nahrungsmittel knapp sind, so regt sich die Gefängnisverwaltung nicht weiter darüber auf. Sie wissen, daß der Flüchtling in kurzer Zeit, ohne weitere Aufforderung zu den Fleischtöpfen Ägyptens zurückkehrt. Wenn aber gerade, gegen Ende der Regenzeit, alles im Überfluß der reichen Ernte schwelgt, dann schickt man zwei schwarze Polizisten aus, den Flüchtling zurückzuholen.

Mir sind mehrere Fälle bekannt geworden, wo die Liebe zum Gefängnis so weit ging, daß sich der Betreffende während der schlechten Jahreszeit absichtlich ein Vergehen nach dem anderen zu Schulden kommen ließ, um mindestens ein halbes Jahr, bis zur nächsten Ernte, im Gefängnis bleiben zu dürfen. In Shendam machte ich sogar die persönliche Bekanntschaft eines solchen Saisongastes. Die Aktenbündel seiner Prozesse nahmen gut zwei Drittel der geräumigen Lehmhütte ein, die den stolzen Namen Verwaltungsgebäude führte. Da man sich keinen Rat mehr mit ihm wußte, sollte er nach der nächsten großen Stadt abtransportiert und in dem dortigen Krankenhaus auf seinen geistigen Zustand untersucht werden.

Die Gerichtsbarkeit und das Gefängnis unterstanden auch in Shendam dem obersten Häuptling des Bezirks, dem Serkin Ankwe. Anlässlich des Besuches des Prinzen von Wales war er zu dessen Empfang nach der Hauptstadt des Landes — Kano — eingeladen worden. Dort hatte er die phantastischen Lehmbauten gesehen, die die Emire in der Jahrhunderte alten Ringmauerstadt errichtet hatten.

1968